Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 107 (1981)
Heft: 35

Rubrik: Von Haus zu Haus

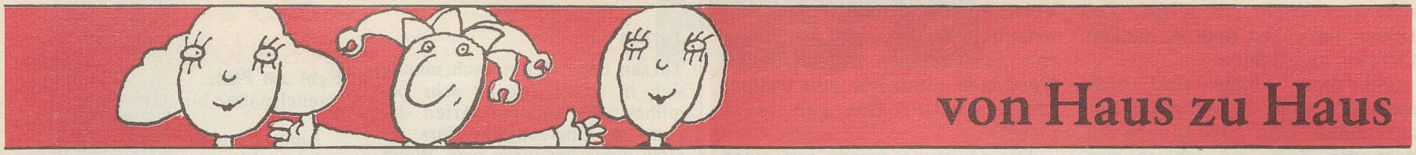
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Tessa Daenzer

Mutterfreuden

Manchmal fragen mich die Leute, was aus meiner zweitältesten Tochter geworden sei, derjenigen, die auf dem Pausenplatz immer so halsbrecherisch geturnt habe. «Oh», sage ich erfreut, «Sie meinen die Annelies? Die Annelies ist etwas geworden, was man, exakt definiert, mit ‹tänzerisch-pädagogisch› bezeichnen könnte, und sie lebt nun in Salzburg, wo es ihr übrigens sehr gut geht.» Die Leute freut es, das zu hören, und ich erfahre umgehend, dass es ihren erwachsenen Kindern auch gutgeht. Darüber bin nun ich froh. Das Frohsein ist der Mütter Lust.

Ich weiss zwar, unter uns gesagt, nicht so genau, wie es Annelies geht. Sie nennt sich übrigens jetzt Lisa, weil sich das in einem künstlerischen Beruf besser macht, und ich habe mich noch immer nicht daran gewöhnt. Natürlich ist sie das Gegenteil von dem, was man ein Mammi-Titti nennt, und darüber bin ich froh, wirklich, obschon ich manchmal ein bisschen mehr wissen möchte über die Art und Weise, wie sie nun ihr Leben lebt. Aber auf indiskrete Fragen antwortet sie immerzu mit blauen Augen: «Es-geht-mir-gut.» Gewiss, in unregelmässigen Abständen kommen Briefe und Karten, und daraus weiss ich minuziösen Bescheid über die meteorologischen Verhältnisse in Salzburg – sowie über Nachbars Katze. Unter PS steht dann höchstens noch, die Kurse liefen so-la-la, und die Wohnungsfrage sei eine blutte Katastrophe. Ansonsten: «Es-geht-mir-gut.»

Es kann auch vorkommen, dass Annelies – eh – Lisa unvermittelt telefoniert und sagt: «Also du Mami, ich bin grad in London bei Freunden. Die Nummer ist xy, und kannst du mir sofort zurückläuten?» Ich kann, denn ihr Budget ist wahrscheinlich knapp, und ich habe, welch ein Zufall, gerade fest an es gedacht, das Kind. Lisa breitet natürlich weder ein tiefenpsychologisches Exposé vor mir aus noch die Kausalzusammenhänge dieser Ortsveränderung, sondern bedarf dringend der englischen Woggi (Vocabulaires), derjenigen, die ihnen damals in der Schule Pfrauch (Kosename einer ausgezeichneten Lehrerin) zusammengestellt hat. «Für so einen Work-Shop, weisst du.» Ich weiss zwar gar nichts, notiere aber die komplizierte Adresse und beginne mit dem Durchkämmen der Archive. Sie hat am Schluss des Gesprächs nicht gesagt: «Es-geht-mir-gut», und ich bin froh über die staubige Arbeit, ehrlich. Froh zu sein, bedarf es wenig.

Ein- bis zweimal pro Jahr taucht sie zu Hause auf, die Annelies, und führt dann lange Telefonate mit ihren Schwestern und Freunden. Ich hörte sie letzthin, als dieses historische Ereignis wieder einmal eintrat, durch die geschlossene Tür lachen, und wenn ich mich nicht irre, tönte ein starker Rhythmus mit wie: «Es geht mir gut!»

Mir auch.

«Ausgerechnet jetzt, wo ich das Ungeheuer sehe, musst du einen neuen Film einlegen!»

Das siegreiche Leckermaul

An einem kühlen Abend kam ich müde nach Hause und traf eine seltsame Erscheinung: Mit dem Rücken gegen mich gewandt, stand mein Mann in der Küche. Auf dem Kopf trug er einen Sturzhelm, am Leib eine Badehose. «Hallo», sagte der eigenartige Halbnackte, und schob das Visier hoch. «Ich mache heute Konfitüre – aus diesen paar Körben Kirschen, die ich bei Tante Ideli gepflückt habe. Ich liebe frische Konfitüre, und weil du zu faul ... Also, ich habe das Rezept vom Ideli bekommen.» «Aber du kannst doch überhaupt nichts kochen ausser Pfefferminztee!» «Ich habe das Rezept, also kann ich Konfitüre machen. Ich bin ja nicht auf den Kopf gefallen! Gleichviel Zucker, gleichviel Kirschen, aufkochen, eindicken, in heisse Gläser füllen, schliessen, fertig! Ganz schnell erledigt. Ich weiss nicht, was ihr Frauen für ein Tamtam macht wegen einem bisschen Konfitüre.» Ich schwieg entsetzt und entfernte mich.

Nach kurzer Zeit hörte ich knallende Geräusche und lugte durch den Türspalt. Ein Kirschstein spritzte mir entgegen, klebte an meiner Nase und fiel dann saftig-rot auf den Boden. «Entschuldige», erklärte das emsige Leckermaul, «die alte Kirschkernentfernungsmaschine vom Ideli ist zwar technisch einwandfrei durchdacht, aber es fehlt irgendwo ein Teilchen. Die Kerne fliegen deshalb ein bisschen herum, und so trage ich eben den Sturzhelm.» Mein Mann sah aus, als litte er an einem fürchterlichen Hautausschlag: Bauch, Oberkörper und Beine waren mit roten Flecken übersät, und das ganze krankhafte Bild setzte sich auf Boden, Wänden und Möbeln der Küche fort.

Gegen Mitternacht hörte ich grauenhafte Schreie. Konfitüre brodelte und schäumte, stieg mächtig über die Pfannenränder, flutete breit und dick wie ein Lavastrom über den Herd auf den Boden. Jammernd klatschte der Konfitürekrieger nasse Tücher auf seine verbrühten Oberschenkel. Die Katze tappte neugierig in die quirlenden, heissen Pfützen, erschrak, flüchtete aufs weisse Sofa, wo sie beleidigt ihre rotklebrigen Pfoten leckte. Der Koch wischte sich verzweifelt Konfitüre aus den Brauen: «Geh mir aus dem Weg! Ich bin im Stress. Und dass du mir keinem Menschen von dieser Sache erzählst!»

Warum denn nicht? dachte ich am nächsten Morgen, dieser Mann hat gekämpft wie ein Held! Zehn Gläser Konfitüre standen auf dem Regal. Und weil er sogar die Küche sauber geputzt hatte, berichtete ich jedem von seiner Heldentat! *Jutta*

Alternativ

Noch stecke ich «beruflich» mitten in den Kleinkinder- und Haushaltjahren, ich habe keine ausserhäusliche Tätigkeit irgendwelcher Art vorzuweisen. All meinen täglichen Arbeiten stehe ich aber meist recht kritisch gegenüber, und das Hausfrauentum gibt mir oft zu denken.

Im Laufe der Zeit habe ich entdeckt, dass das Hausfrauentum unbestreitbar positive Seiten hat, dass ich Freiheiten geniesse, die bei einer Berufstätigkeit ausser Hauses nicht möglich wären: Neben einer gewissen Tageseinteilung, die vorgegeben ist, bleibt mir Zeit. Zeit für Gespräche mit Nachbarn, Haus-Mitbewohnern. Zeit, Briefe zu schreiben, Beziehungen aufrechtzuerhalten. Zeit, Kinder zu hüten, hie und da Ferienkinder zu betreuen. Zeit, Haustiere aus dem Verwandten- und Freundeskreis in die Ferien zu uns zu nehmen. Zeit, über alternative Lebensgewohnheiten zu sinnieren, vielleicht, ein wenig auszuprobieren.

Es bleibt mir Zeit, kritisch einzukaufen, über Herstellungsarten und -möglichkeiten nachzudenken, mich für umweltfreundliche Produkte zu entscheiden. Auch das Zeithaben, um selbst etwas herzustellen und zu ver-

schenken, finde ich schön. Zeit finden, um selbst Brot zu backen, Gemüse zu züchten.

All diese Dinge sind nicht messbar, nicht in Franken umzurechnen. Und doch glaube ich, dass die Zeit, die ich so verwende, sinnvolle Zeit ist. Ohne gutnachbarliche Beziehungen und Gespräche, ohne das Mitdenken und -tragen in der Familie und im Freundeskreis wäre unser Leben um einiges ärmer, kälter.

Kontaktlosigkeit, Vereinsamung, Gesprächsarmut sind vor allem die Folgen von Zeitnot. Wir Hausfrauen haben hier noch Möglichkeiten, können gegen den Strom schwimmen: Nicht nur jene Menschen, die der Gesellschaft und heutigen Lebensart gänzlich den Rücken zuwenden, leben alternativ. Ein Stück weit kann ich das heute auch, und das ist ein erfreulicher Punkt in manchmal grauen Haushalttagen.

Lisbeth Vontobel

Fortuna

Göttinnen, das weiss man, belieben oft, sich zu verkleiden. Fortuna war diesmal in die Gestalt eines Herrn mittleren Alters geschlüpft, und das Füllhorn tarnte sie geschickt mit einem schmalen Ledermäppchen. Der unangemeldete Gast hatte zuerst Platz genommen, dann mich mit einem prüfenden Blick bedacht. Hierauf fragte Fortuna meinen Mann, ob ich die Gattin sei, denn ihretwegen komme er zu uns, mit einer auf sie ausgestellten Gutschrift über viertausend Franken. – Sprachlose Verwunderung erfüllte den Raum.

Man muss wissen, dass ich mich in meiner Maienblütezeit unter väterlich sanftem Druck zum Abschluss einer Lebensversicherung eher überreden als überzeugen liess. Viele Jahre hindurch wurden die damals zum Minimalpreis auf Längstfrist ausgehandelten Prämien mit anderem Fälligem ziemlich sorglos entrichtet. Zuwenig hatte man auf die mählich aufgehende Saat geachtet, niemand schien auf die Ernte versessen zu sein. Dass nun das ganze Fuder unvermutet in unser Haus gefahren kam, liess die Wogen der Begeisterung hochgehen.

Fortuna räusperte sich nach einer Weile. Es seien noch die Formalitäten zu erfüllen. Die Police müsse ich zurückgeben und – da, gleich da, nein, nicht dort! – unterzeichnen. *Da* stand eine punktierte Linie für meinen Namenszug, *dort* eine Leerzeile mit dem Vermerk «Unterschrift des Ehemannes oder des gesetzlichen Vorstandes». Mir wollten die Sinne schwinden. Eine mein Einverständnis segnende Unterschrift zu einem auslaufenden Vertrag, den abzuschliessen und einzuhalten ich gewillt war, lang ehe ich meinen «gesetzlichen Vorstand» auch nur von weitem gesehen hatte? Das gab es ja nicht!

Die Quittung werde mit einer einzigen Unterschrift ad acta wandern, wagte ich zu prophezeien, und Fortuna könne wählen: entweder meine solo oder die bevormundende des (amüsiert neben mir sitzenden) Ehemannes. Letztere für den Fall, dass ich «bedürftig» wirkte. So ernst solle ich das alles nicht nehmen: das seien übliche Dienstwege, und mit der Abstimmung vom 14. Juni habe es überhaupt nichts zu tun.

Nach bündiger Zusammenfassung unterschiedlicher Standpunkte gab Fortuna auf und zog von dannen. Sie war verstimmt, weil jemand das Füllhorn nur unter bestimmten Bedingungen über sich ausschütten lassen wollte. Uns blieb die Frage, ob man sich auf unüblichem Dienstweg mit (m)einer Unterschrift begnügen würde, oder ob ich, als Lohn für emanzipiertes Auftreten, das Nachsehen hätte.

Wie mager war die Stimmbeteiligung, als es kürzlich darum ging, Selbstverständliches gesetzlich zu verankern ...

Christa Gaehler-Steiger

PS. Mann und Frau sind gleichberechtigt. Das Gesetz sorgt für ihre Gleichstellung, vor allem in der Familie ... Aus «Neu: Art. 4 der Bundesverfassung».

Solidarität – nein

Wir wollen weniger verschwenden. Deshalb verzichten wir auf das Auto, auf das Erst- und auf das Zweit-. Die Nachkommen benützen den Zug und das Velo. Aber Selbstversorger auf der ganzen Linie sind wir natürlich nicht. Deshalb schleppe ich täglich Esswaren nach Hause, für sechs und mehr Erwachsene. (Erwachsene – jedenfalls, was das Essen betrifft!) Grosseinkäufe im Superladen sind ohne Auto nicht möglich. Grosstransporte bewältigten wir bisher immer mit dem Veloanhänger. Leider wurde er gestohlen. War eben ein praktisches Ding; kein Wunder, dass es einen Liebhaber fand!

Auf dem Gepäckträger meines Velos ist viel Platz, aber der Weg führt steil bergauf. Im Schatten einer Buche verschnaufe ich, bevor ich das steilste Stück unter die Füsse nehme.

Ein «Junger» überholt mich, ein Abgerissener. Geflickte Jeans, rot auf blauem Grund, ausgefranste Aermel, die Manschetten längst abgeschnitten, Ringelfrisur, Schlarpen, Lederwams, Ledergürtel, um die Hüften, wohlverstanden, bestückt mit Patronentaschen. Eine grosse Schultertasche hat der «Junge» umgehängt. Stilecht, wirklich!

Der könnte mir eigentlich behilflich sein, wenn er schon den gleichen Weg hat. Ich bin doch auch gegen das sinnlose Konsumieren, gegen Beton und Autobahnen.

Es klappt nicht. Er geht vorbei, lässig. Solidarität findet nicht statt. Wahrscheinlich sind meine Jeans zu blau, meine Turnschuhe zu neu – oder meine Haare zu grau.

Ich hätte fragen sollen. Dazu fühlte ich mich zu jung – oder scheute die Antwort. Wer weiss: vielleicht hätte er gewollt, scheute aber meine Reaktion.

Dina

Tarzan

Tarzan, der Affenmensch, musste sich in seiner Jugend sehr bemühen, die anderen Affen davon zu überzeugen, dass er auch einer der ihren war. Wenn die Geschichte auch nicht stimmte, so war sie doch wenigstens aufregend schön. Orientteppiche, auch aufregend schön, finden Sie ohne grosse Geschichten bei Vidal an der Bahnhofstrasse 31 in Zürich!

ein
edler
Tropfen
ohne
Alkohol

Merlino

Traubensaft

Ein OVA-Produkt

Echo aus dem Leserkreis

Fehl am Platz
(Nebelspalter Nr. 31)

Liebe Frau Ilse

Ich gebe es zu – ich bin allergisch auf Nachschriften der Redaktoren. Kommt noch dazu, dass zwei völlig aus dem Zusammenhang gerissene Sätze frischfröhlich mit einem «und» versehen werden, dann werde ich misstrauisch. Wenn ich schliesslich noch entdecke, dass eine ganz wesentliche Aussage fehlt, so treibt es mich zum Schreiben:

Der Schlusssatz der Textstelle «Jesus und die Ehebrecherin» im Johannes-Evangelium, Kap. 8, 1–11, heisst nämlich: «Da sprach Jesus: Auch ich verurteile dich nicht; geh, sündige von jetzt an nicht mehr!»

Die Nachschrift zu den Gedankengängen von F. Walliser aus Nidau ist nicht nur überflüssig, sondern sogar fehl am Platze!

Mit freundlichen Grüssen *Willi*

Keine Sparmassnahme
(Nebelspalter Nr. 31)

Liebe Frau Arnet

Die Idee der SBB, Hilfskondukteusen einzusetzen, ist nie als Sparmassnahme gemeint gewesen. Vielmehr wird im nächsten Sommer mit der Einführung des «Neuen Reisezug-Konzeptes» ein grosser Mangel an Kondukteuren bestehen, da die geplanten Fahrleistungen nun wesentlich höher ausfallen werden als bei der Personalplanung angenommen wurde. An die vorübergehende Einstellung von Kondukteusen hat man niemals aus finanziellen Gründen gedacht.

Mit freundlichen Grüssen

Peter Flury

Der gewisse Unterschied
(Nebelspalter Nr. 31)

Sehr verehrte Frau
Elisabeth Arnet

Weshalb suchen Sie hinter den SBB einen frauenfeindlichen Dreh? Wissen Sie, welche Aufgaben ein SBB-Kondukteur hat – ausser der Billettkontrolle? Wenn nicht, so hören Sie: Ein- und Auslad zum Teil schwerer Güter, Kuppeln und Entkuppeln sowie Rangieren bei Güterzügen (solche gibt es auch), vielfach in Gefahrenzonen, und noch verschiedene «frauenfreundliche» Arbeiten. Ennet dem Eisernen Vorhang besorgen diese Arbeiten auch Frauen. Sie pickeln und schaufeln und bauen Strassen durch ihrer Hände Arbeit. Läutet ein Glöcklein bei Ihnen?

Das wäre eines – und nun das zweite: Die SBB versuchen, dem Personalmangel zu begegnen und möchten den Teilarbeitsbereich, der, nach schweizerischer Auffassung, für die Frau zumutbar ist, weiblichen Kondukteuren übertragen; voilà! Dass die Frauen dafür recht bezahlt werden, steht ausser Zweifel. Es werden keine schlechtbezahlten Tschumpeli gesucht. Frage: Möchten Sie, dass die Polizeibeamtinnen die gleichen Aufgaben übernehmen müssten wie ihre männlichen Kollegen? Es gibt da einen gewissen Unterschied, wenn die Männer die Frauen ästimieren.

Armin Schweizer